

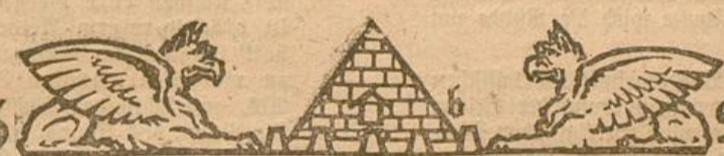
Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1920

20.6.1920 (No. 25)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

9. Jahrg. No 25  20. Juni 1920

Arth. Böhlingk / Erläuterungen zu Goethes Faust.

Die Kosmogonie.

Nichts kennzeichnet Faust in seinem unentwegten Erkenntnistriebe gleich Eingangs mehr, als daß er hinter das Geheimnis der Natur kommen möchte. Die Schutweisheit hat ihn keinen Schritt weiter gebracht. Und so hat er, auf daß er endlich „schau alle Wirkungskraft und Samen, was die Welt im Innersten zusammenhält“ — sich der Magie ergeben. Wie geht ihm beim Anblick des Zeichens des Makrokosmos die Seele über! „Bin ich ein Gott?“

Wie alles sich zum Ganzen webt,
Eins in dem andern wirkt und lebt!

„Welch Schauspiel aber ach! ein Schauspiel nur! Wo fass' ich dich, unendliche Natur? Euch Brüster, wo? Ihr Quellen alles Lebens, an denen Himmel und Erde hängt!“ — Im Bewußtsein seiner menschlichen Schranken ruft er, als ihm näher, den Erdgeist an. Dieser erscheint ihm zwar, allein nur um ihn als „Lebermenschen“ abzutrupfen.

In Lebensfluten, im Latensturm
wall' ich auf und ab,
webe hin und her!
Geburt und Grab,
ein ewiges Meer,
ein wechselnd Weben,
ein glühend Leben,
so schaff' ich am tausenden Webstuhl der Zeit
und wirke der Gottheit lebendiges Kleid.

„Du gleichst dem Geist, den Du begreifst, nicht mir!“ Und das berückende Gesichte ist hin!

„Ich Ebenbild der Gottheit!
Und nicht einmal Dir!

Der so erbarmungslos Niedergeschmettete kommt zu der demütigen Erkenntnis:

„Geheimnisvoll am lichten Tag
läßt sich Natur des Schleiers nicht berauben,
und was sie deinem Geist nicht offenbaren mag,
das zwingst du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben.“

Die Verzweiflung hierob bringt ihm die Giftschale an die Lippe, sie soll ihn, von der Erde fort, zu neuen Sphären reiner Tätigkeit erheben. Indes die Osterglocken ertönen, Erinnerung hält mit kindlichem Gefühle ihn vom letzten, ersten Schritt zurück. Die Träne quillt, die Erde hat ihn wieder!

Der dies spricht, ist bereits der spätere, reifere Faust, in welchem Goethe, bei Wiederaufnahme der Dichtung (nach Ablauf fast eines Menschenalters!) den ungestümen „Sturm und Dränger“ gewandelt hat. Entsprechend dem christlichen Geiste,

II.

der über ihn gekommen, dem „neuen Bunde“, wird er, bevor er den Pakt mit Mephistopheles schließt, die Bibel, die „heilige Schrift“ zu Rate ziehen. Da auch sie ihm die ersehnte Aufklärung der Schöpfung mit nichten gibt, hat die Stunde des Mephistopheles geschlagen. Faust ergiebt sich den Sinnentaumel. Die Gretchen-Tragödie setzt ein. Natur! und immer wieder die Natur! bleibt indes seine Lösung. Beim Blick in Gretchens Stube kann er sich nicht des Ausrufs erwehren:

Natur! Hier bildetest in leichten Träumen
den eingebornen Engel aus!
Hier lag das Kind, mit warmem Leben
den Busen angefüllt,
und hier mit heilig reinem Weben
entwirkte sich das Götterbild!

Fragt ihn die Geliebte nach seinem Glaubensbekenntnis, wird er, wie Mephistopheles sich ausdrückt, von ihr „katechisiert“, weiß er nur von dem Allumfasser, Allerhalter, dem Schöpfer Himmels und der Erden, wie es „in ewigem Geheimnis unsichtbar sichtbar“ neben ihr webt.

Wenn er, in der Szene „Wald und Höhle“, beglückt und im Innersten befriedigt, dem „erhabenen Geiste“, will sagen dem Erdgeiste, dafür dankt, daß er ihm Alles habe zuteil werden lassen, worum er gebeten, daß er ihm „die herrliche Natur zum Königreich“ gegeben, ihm vergönne „in ihre tiefe Brust wie in den Busen eines Freundes“ zu schauen, ihn gelehrt habe, „im stillen Busch, in Luft und Wasser“ seine „Brüder“ kennen, so ist es wieder einmal der spätere, resignierte Faust, der sich damit begnügt, in der Natur aufzugehen, ohne deswegen hinter ihr Geheimnis zu kommen.

Selbst in dem Hexensabbat der Walpurgisnacht auf dem Blocksberge gewinnt die Naturschwärmerei so die Oberhand, daß Mephistopheles, der ewige Verneiner und Zerstörer, mit einstimmt. Nicht genug damit, daß er im Wechselgesang mit Faust und dem Irrlicht den Zauber der nächtlichen Szenerie in der Bergwildnis schildern hilft — er setzt der Schilderung gradwegs die Krone auf:

Ein Nebel verdichtet die Nacht.
Höre, wie's durch die Wälder kracht!
Aufgeschwung'n fliegen die Eulen.
Hör', es splintern die Säulen
ewig grüner Paläste.
Girren und Brechen der Äste!
Der Stämme mächtiges Dröhnen!
Der Wurzeln Knarren und Gähnen!
Im fürchterlich verworrenen Falle
über einander krachen sie alle,
und durch die überkrümmerten Klüfte
zischen und heulen die Lüfte.

Indes — im Ersten Teil kommt Faust nicht in die Klarheit und damit auch seine Naturerkenntnis nicht zum Abschluß, das kosmologische Problem, das er mit solcher Leidenschaft erfährt hat, nicht zum Austrag.

Welchen Wert Goethe bei der Neu-Conception der Dichtung, da es den Torso auszugestalten galt, nach wie vor der Kosmogonie beigelegt hat, erhellt schon aus dem Prolog im Himmel, der anhebt mit dem Hymnus der Erzengel auf die Herrlichkeit der Schöpfung:

Die Sonne tönt nach alter Weise
in Brudersphären Wettgesang
und ihre vorgeschrieb'ne Reise
vollendet sie mit Donnergang.
Ihr Anblick gibt den Engeln Stärke,
wenn keiner sie ergründen mag;
die unbegreiflich hohen Werke
sind herrlich wie am ersten Tag.

Und so setzt auch der Zweite Teil mit einer Beherrschung der Schöpfung ein: an Stelle der Erzengel sind hier Ariel und die Elfen getreten, welche, im Unterschiede von jenen, die vier Nachtgeister feiern und auf die Erde als solche eingehen. Die Sonne geht abermals „im Sturm der Horen“ laut ertönend auf. Dem zu einem neuen Lebenstag erwachenden Fauste wird die Kunde um ihn zu einem — Paradies.

Wie die Verführung in die Zeit der Wiedergeburt des klassischen Altertums, der Mummenschanz, die Hervorzauberung der Helena und des Paris und schließlich der Homunculus zur klassischen Walpurgisnacht hinüber leiten, so auch zur Kosmogonie, worin diese gipfelt.

Die vier Elemente können nicht genug gefeiert werden.

Der Hinweis auf die Schätze im Erdinnern bringt die Erde als solche zur Geltung. Der Mummenschanz, den Faust selbst schlankweg ein „Flammengaukelspiel“ nennt, geht in ein Flammenmeer auf. „Gehorsam Feuer“, demonstriert seinerseits Mephistopheles dem Kaiser, dem alle Elemente untertänig, zu Diensten sein sollen, „hast Du nun erprobt!“ Um daran die Schilderung des Meeres-Innern und damit des Wassers zu knüpfen. Vom Wasser will Mephistopheles in das „Revier des Olymps“ und damit zur Luft aufsteigen, der Kaiser fällt ihm indes ins Wort: „die Luft — g e n R ä u m e erlaß ich Dir!“

Es gilt nicht mehr, der Natur ihr Geheimnis abzuwingen, Faust blickt nicht mehr der Sonne direkt ins glühende Angesicht, was ihn nur blenden kann, sondern kehrt ihr „nischlossen den Rücken zu und läßt es sich an ihrem „farbigen Abglanz“ genügen. Die Ehrfurcht vor der Natur ist darum nicht geringer geworden. Daß der edle Doctor Wagner diese so nichts achtet, daß er einen leibhaftigen Menschen in seiner Retorte hervorgebracht zu haben wähnt, mocht ihn so tollfächerlich.

Während Faust in der klassischen Walpurgisnacht nur nach der Helena sucht und mit der Manto zum Hades hinabsteigt, um sie von der Proserpina zu erbitten und Mephistopheles sich, um sich im alten Griechenland zurecht zu finden, in eine Phorkyade verwandelt, bleibt Homunculus in seiner Glashülle auf dem Plane. Er wird zur Hauptfigur, seine „Entstehung“ zum eigentlichen Thema. Zu dieser kann ihm nur die Natur verhelfen. Und so wird er, sobald von dieser die Rede geht, aufzubeißen: „Natur! Natur!“

Die Frage ist: wie entsteht Leben? Ohne Wasser gibt es keins. Und so rufen die Sirenen, die als Bewohner der Lüfte, als Vogelgestalten, die Erde von oben sehend, das Wort führen, als Erstes: „Ohne Wasser kein Heil!“

Jedes wir befinden uns zunächst, am obern Peneios, auf dem Festen. Und so wird zuerst die Entstehung der Erdoberfläche veranschaulicht. Es bricht ein Erdbeben herein.

Grund erbebt, das Wasser staucht,
Ries und Ufer berstend raucht.

Seiszaos (in der Tiefe brummend und polternd) bringt sich zur Geltung, zeigt seine Uebermacht:

Einmal noch mit Kraft geschoben,
mit den Schultern brav gehoben!
So gelangen wir nach oben,
wo uns alles weichen muß.

„Es ist“, lassen die Sphinxen sich vernehmen, „derselbe jener Alte, längst Ergraute, der die Insel Delos baute, einer Kreisenden zulieb' aus der Wog' empor sie trieb.“

Er, mit Streben, Drängen, Drücken,
Arme straff, gekrümmt den Rücken,
wie ein Atlas an Gebärde,
hebt er Boden, Rasen, Erde,
Ries und Gries und Sand und Letten,
unsres Ufers stille Betten.
So zerreißt er eine Strecke
quer des Tales ruhige Decke.
Angestrengtest, nimmer müde,
Kolossal — Karyatide,
trägt ein fürchtbar Steingerüste,
Noch im Boden bis zur Hüfte;
weiter aber soll's nicht kommen.

Durch die letzte Wendung scheint, angedeutet, daß Goethe die Entstehung der Gebirge, von Berg und Tal, keineswegs bloß oder nur vorwiegend auf Vulkanismus zurückgeführt wissen wollte. Indes darf sich Seismus rühmen, der Gegend am obern Peneios das Gepräge gegeben zu haben, praht er doch:

Das hab' ich ganz allein vermittelt,
man wird mir's endlich zugestehn:
und hätt' ich nicht geschüttelt und gerüttelt,
wie wäre diese Welt so schön? —
Wie ständen eure Berge droben
in prächtig-reinem Aetherblau,
hätt' ich sie nicht hervorgehoben
zu malerisch-entzückter Schau?
Als, angeichts der höchsten Ahnen,
der Nacht, des Chaos, ich mich stark betrug
und, in Gesellschaft von Titanen,
mit Pelion und Ossa als mit Wallen schlug.
Wir tollten fort in jugendlicher Hitze,
bis überflüssig noch zuletzt
wir dem Parnas, als eine Doppelmütze,
die beiden Berge frevelnd aufgesetzt . . .

Auf der Feste, den Bergen, verbreitet sich — Leben. „Bebuschter Wald verbreitet sich himan.“ Durch die Ritzen sieht man Gold glitzern. Als bald sind die — Ameisen zur Stelle. Die „Zappelfüßigen“, die „alleinstigen Wimmelscharen“, die nach den geringsten „Bröseln“ in den Ritzen laufen. So auch Pyramiden, menschliche Zwerglein. Man frage, heißt es indessen, nicht wo her sie kommen; sie sind nun einmal da!

Zu des Lebens lustigem Sitze
eignet sich ein jedes Land;
zeigt sich eine Felsenrippe,
ist auch schon der Zwerg zur Hand.
Zwerg und Zwergin, rasch zum Fleiße,
musterhaft ein jedes Paar.

— — — — —
denn im Osten wie im Westen
zeugt die Mutter Erde gern.

Die Frage nach der ersten Entstehung der Lebewesen bleibt hier noch zurückgestellt. Genug — sie sind da. Es gilt zunächst noch die Entstehung der Erdoberfläche weiter zu erläutern. Den Vulkanisten verseht Mephistopheles einen Hieb, indem er, da er sich im wüsten Geröll nicht zurecht findet, ausruft: „So toll hätt' ich mir's nicht gedacht, ein solch Gebirg in einer Nacht! Das heißt ich frischen Hexenritt, die bringen ihren Blocksberg mit.“ Worauf Oreas, eine Bergnymphe (vom Naturfels, als vom Urgestein aus):

Herauf hier! Mein Gebirg ist alt,
steht in ursprünglicher Gestalt.
Verehrt schroffe Felsensteige,
des Pindus leichtgedehnte Zweigel
Schon stand ich unerschüttert so,
als über mich Pompejus floh.
Daneben das Gebild' des Wahns
verschwindet schon beim Krähn des Hahns.
Dergleichen Märchen seh' ich oft entstehen
und plötzlich wieder untergehn.

Wer wollte in der Tat leugnen, daß die Vulkane nur eine verhältnismäßig geringe Zahl der Berge ausmachen und über Nacht bald leicht verschwinden können, wie sie entstanden sind?

Wie die Erzengel des Prologs im Himmel das „sanfte“ Wandeln des Tages des Herrn, des Schöpfers von Himmel und Erde, verehrend hervorheben, so wird Thales, als der Vertreter der Wasserkraft und Wirkung, der Natur nachzujagen:

Sie bildet regelnd jegliche Gestalt,
und selbst im Großen ist es nicht Gewalt.

So leicht gibt sich indes Anaxagoras, als Wortführer der Vulkanisten, nicht geschlagen.

Hier aber war's! Plutonisch grimmig Feuer,
äolischer Dünste Knallkraft, ungeheuer,
durchbrach des flachen Bodens alte Kruste,
daß neu ein Berg zugleich entstehen mußte.

Worauf Thales das Gespräch abzubrechen sucht:

Was wird dadurch nun weiter fortgesetzt?
Er ist auch da, und das ist gut zuletzt.
Mit solchem Streit verliert man Zeit und Weile
und führt doch nur geduldig Volk am Seile.

Damit ist indes für Anaxagoras der Fall nicht erledigt. Kommt er bisher die Unterirdischen loben, dafür, daß sie der Erdoberfläche so bezaubernde Gestalt verleihen, so wendet er sich jetzt auch zu den Göttern „oben“, den Ueberirdischen, die das Ihrige dazu beitragen. Und so ruft er Diana, Luna, Hekate, die „droben ewig Unveraltete, Dreinamig-Dreigestaltete“ an. Die Ruhig-Scheinende, Gewaltsam-Innige, die Königin der Nacht, soll ihrer Schatten grausen Schlund eröffnen und ihre alte Macht kundgeben. Doch ohne Zauber! Und siehe da — der lichte Schild (der Mondscheibe) hat sich umdunkelt. Auf einmal reißt's und blitzt's und funkelt's.

Welch ein Geprassel! Welch ein Zischen!
Ein Donnern, Windgetümm dazwischen! —

Ist die Ordnung der Natur gestört? Bis ins Mark hinein erschüttert und beängstigt wirft sich Anaxagoras selbst „demütig zu des Thrones Stufen“, auf das Antlitz nieder und steht die angerufene Gottheit um Verzeihung.

Von diesem allem hat Thales nichts gehört. Er sieht nur, wie Luna sich ganz bequem an ihrem Plage wiegt, so wie vordem Homunculus, der dabei steht, wird indes gewahr, daß der Berg, der eben noch rund war, jetzt spitz ist. Er spürte auch ein ungeheures Prallen. Der Fels war aus dem Monde gefallen und hat, ohne nachzufragen, so Freund wie Feind (es war die Bergesfeste der Pygmäen) gequ coast, erschlagen. Er kann dies Ungeheuerliche jedoch nicht bemängeln.

Doch muß ich solche Stünste loben,
die schöpferisch in einer Nacht,
zugleich von unten und von oben,
dies Berggebäu zustand gebracht.

Das so erstaunliche als erschreckende Phänomen ist ein Meteorstein gewesen. Es ist indes dabei „natürlich“ zugegangen, und so vermag Homunculus die „schöpferische“ Tat nur zu loben. An der Schöpfung der Natur ist nun einmal nichts auszusetzen. Wie in der mosaïschen Genesis, so heißt es auch bei Faust-Goethe: „Und Gott sah an Alles, was er gemacht hatte, und siehe da, es war sehr gut“.

Dem Homunculus ist mit der Geologie nicht gedient. Auf dem Wege vermag er als Lebewesen nicht zu „entstehen“. Die Pygmäen, die wir, in den Bergen hausen sehen, sind, wie Thales ihm bedeutet, nur „gedacht“ gewesen, also, gleich Homunculus selber, bloße Fabelwesen, Hirngespinnste. Homunculus könne, meint Thales, sich nur dazu beglückwünschen, daß er nicht zu ihrem Könige erkoren worden. Er fordert ihn auf, mitzukommen zu dem „heiteren Meeresfeste“, das am Ausfluß des Peneios, im ägäischen Meer, bevorsteht. Dort hoffe und ehre man Wundergäste, dort dürste ihm Erfüllung seiner Werde-Sehnsucht werden.

Und so schließt sich Homunculus dem Thales an. Wir begegnen ihnen am Meeresufer, da das heitere Meeresfest angehen soll. Der Mond steht in Zenith. Die Sirenen verkünden wieder von ihren Nesten aus das Geschaut. Nereiden und Tritonen tauchen auf, schmücken sich, im Mondenglanze, mit goldenen Ketten, Kron' und Edelsteinen, Spang- und Gürtelschmuck — und verschwinden plötzlich — „nach Samothrace gerade zu“. Es sind Götter! „Wunderforn eigen, die sich immerfort selbst erzeugen und niemals wissen, was sie sind“, zu Deutsch: rechte Sputzgestalten, wie sie die geheimnisvolle Mondnacht mit sich bringt. Damit das Fest voll gelinge, darf der Vollmond nicht verschwinden.

Meiße auf deinen Höhen,
Golde Luna, gnädig stehn,
daß es nächtig verbleibe,
uns der Tag nicht vertreibet!

Thales führt den Homunculus zunächst dem alten Meer-gott Nereus in seine Höhle zu. Der soll ihn beraten.

Schau diese Flamme, menschenähnlich zwar,
sie deinem Rat ergibt sich ganz und gar.

Nereus aber erweist sich, wie Thales vorausgesagt hat, als ein harter widerwärtiger Sauertopf, ein Griesgram, dem es das

ganze menschliche Geschlecht nimmer recht macht. Homunculus, der immer eine komische Figur bleibt und den Humor herausfordert, hatte indes gemeint:

Probieren wir's und klopfen an!
Nicht gleich wird's Glas und Flamme kosten.

Der Alte weiß in der Tat nur zu grollen und zu schelten. Es genügt, daß er Menschenstimmen hört, um ihn gleich im tiefsten Herzen ergrimmen zu machen. Was sollen ihm nur Menschen und

Gebilde, strebsam, Götter zu erreichen,
und doch verdammt, sich immer selbst zu gleichen.

Nereus zielt damit unverkennbar auf das Uebermenschtum, wie es sich Faust selbst dereinst angemacht hatte. Er ist für Ratertheilen nicht zu haben. „Was Rat! Hat Rat bei Menschen je gegolten!“ Habe er nicht dem Paris vergeblich geraten vom Raube eines fremden Weibes abzustehen? Damit kommt er auf die Helena. Nicht um diese handle es sich zur Zeit, mahnt Thales, sondern um den „Knaben“ (Homunculus) der „weislich zu entstehen“ begehre. Der mürrische Alte, der den Kopf voll hat von dem Feste der Galatee, zu dem er seine Töchter, die Grazien des Meeres, die Doriden aufgerufen hat, weist sie an Proteus. „Fragt den Wundermann: wie man entstehen und sich wandeln kann!“ Und er taucht für seine Person unter.

Proteus! Die Personification des Wassers und damit der Bewegung, der Wandelbarste der Wandelbaren, in seiner ständigen Umwandlung — schier nicht zu fassen. „Wir haben“, seufzt daher Thales, „als Nereus sich so schön davon gemacht hat, „nichts durch diesen Schritt gewonnen, trifft man auch Proteus, gleich ist er zerronnen“. Doch machen sie sich zu ihm auf den Weg.

Wider Erwarten stellt sich der Ungreifbare. Zwar antwortet er, auf den Anruf, bauchrednerisch, bald von hier, bald von dort und taucht zunächst auf in Gestalt einer Riesenschildkröte. Allein er stellt sich schließlich in Menschengestalt. Proteus. Ein leuchtend Zwerglein! Niemals noch gesehen! Thales. Er fragt um Rat und möchte gern entstehen. Proteus. (Gegen Homunculus gerichtet) Du bist ein wahrer Jungfernsohn. Eh' Du sein solltest, bist du schon! —

Auch Proteus vermag ihm nicht zu helfen. Er weiß aber Bescheid zu geben.

Im weiten Meere mußt du anbeginnen!

Da fängt man erst im Kleinen an
und freut sich, Kleinste zu verschlingen,
man wächst so nach und nach heran
und bildet sich zu höherem Vollbringen.

Mit andern Worten: falls Homunculus und damit ein Mensch entstehen soll, muß er als winzige Infusorie, um nicht zu sagen als Urtschleim — im Meere beginnen.

Homunculus wittert alsbald am Strande der milden Meeresbucht Lebenslust. „Hier weht“, läßt er sich vernehmen, „gar eine weiche Luft, es grunelt so, und mir behagt der Duft!“ Worauf Proteus:

Das glaub' ich, allerliebster Junge!
Und weiter hin wird's viel behäglich,
auf dieser schmalen Strandbesung
der Dunstkreis noch unsäglicher;
da vorne sehen wir den Zug (der Galatee),
der eben herschwebt, nah genug.
Kommt mit dahin!

Thales. Ich gehe mit. Mit Thales ist Homunculus an den rechten Wegweiser gekommen. Die Nereiden und Tritonen können ihm als Verherrlicher des Wassers nicht genug huldigen. Ist er doch einer der sieben Weltweisen, der „sehnsuchtsvollen Hungerleider nach dem Unerreichlichen“. Beim heiteren Meeresfeste ist er wie kein Anderer an seinem Plage.

Ist es auch ein Nachtfest, unter den Auspicien der Luna, so wird doch auch des Tages, der Sonne gedacht; denn auch diese trägt dazu bei, das Leben im Meere zu wecken und zu bereichern.

Gegen die ewige Natur, die endlos aufbaut und zerstört, was ist da Menschewerk! Telschinen bezeugen der Luna, daß sie den (Tages) Bruder mit Entzücken beloben höre. Sie schildern alsbald, wie dereinst unter dem „feurigen Strahlenblick“ der Sonne, die Insel Rhodus sich bevölkert hat und emporgeblüht ist.

Die Berge, die Städte, die Ufer, die Welle
gefallen dem Gotte, sind lieblich und helle.
Kein Rebel umschwebt uns, und schleicht er sich etn,
ein Strahl und ein Lüftchen, die Insel ist rein!
Da schaut sich der Hohe in hundert Gebilden,
als Jüngling, als Niesen, den großen, den milden.
Wir ersten, wir waren's, die Göttergewalt
aufstellten in würdiger Menschengestalt.

Wo aber sind diese Wundergebilde in Erz und Marmor, wo der Kolos von Rhodus hin? „Laß da sie singen, laß da sie prahlen“ triumphiert Proteus,

Der Sonne heiligen Lebestrahlen
sind tote Werke nur ein Spah.
Das bildet, schmelzend, unverdrossen,
dann denken sie es wäre was.
Was ist's zuletzt mit diesen Stolzen?
Die Götterbilder standen groß —
zerstörte sie ein Erdesstoß;
Längst sind sie wieder eingeschmolzen.

Das Erdentreiben wie's auch sei, meint Proteus, sei immer doch nur Plackerei. „Dem Leben frommt die Welle besser!“ Und er verwandelt sich in einen Delphin. Homunculus soll sich ihm aufsetzen, so will er ihn dem Ozean vermählen.

Thales vermag nur zuzureden.

Gib nach dem löblichen Verlangen,
von vorn die Schöpfung anzufangen!
Zu raschem Wirken sei bereit!
Da regst du dich nach ewigen Normen,
durch tausend, abertausend Formen,
und bis zum Menschen hast du Zeit.

Hiermit hat uns Goethe seine eigenste Vorstellung von der Genesis des Menschen gegeben. Wie alles erste Leben, keimt er zuerst im Wasser, ist er aus dem Meere heraus geboren. Um zu werden, was er ist, hat er durch ungezählte Wandlungen (Metamorphosen) durch „tausend, abertausend Formen“ hindurch gemußt. Die Zeiten, die er dazu gebraucht, sind unermesslich. „Bis zum Menschen hast du Zeit!“ bekommt Homunculus daher gesagt. Dies schreckt ihn nicht ab. Er setzt sich getrost auf den Rücken des Proteus-Delphin. Bevor dieser sich mit ihm auf den Weg macht, klärt er ihn über das ihm Bevorstehende noch kurz auf und weißt ihn an:

Komm geistig mit in feuchte Weite,
da lebst du gleich in Läng' und Breite,
beliebig regeßt du dich hier;
nur strebe nicht nach höhern Orten:
denn bist du erst ein Mensch geworden,
dann ist es völlig aus mit dir.

Das soll, nach Thales, ihm genügen: „s' ist auch wohl sein, ein wackerer Mann zu seiner Zeit zu sein.“ Auch Proteus ist der Meinung, daß er sich damit bescheiden könne und solle. Gar wenn es ein Mann sein sollte vom Schlage des Thales selber. Gegen diesen gewendet:

So einer wohl von deinem Schlag!
Das hält noch eine Weile nach;
denn unter bleichen Geisterscharen
seh' ich dich schon seit vielen hundert Jahren.

Damit ist gesagt: daß der Mensch nicht über den Menschen hinaus kann und zugleich, daß ein Thales im Laufe der Jahrtausende seinesgleichen sucht.

Welches die „Tausend, abertausend Formen“ sind, durch die der werdende Mensch hindurch muß, inwiefern und wie weit er mit der ihm nächst stehenden Tieren blutsverwandt ist — darauf hat sich Goethe nicht eingelassen. Es genügt ihm die Ueberzeugung, daß es sich um einen Aufstieg von den niedrigsten, ursprünglichsten Organismen handelt, der einen langen, langen, wandelreichen Weg zur Voraussetzung hat. Der Nachdruck liegt dabei auf der Entstehung auf natürlichem Wege und somit auf der natürlichen Schöpfungsgeschichte, auch im Hinblick auf den Menschen. Und ein Wagner hat gemeint, ihn künstlich, auf chemischen Wege, in der Retorte entstehen lassen zu können! Kann es eine herausforderndere Auster-Wissenschaft geben, diese vernichtender gegeistelt werden?

Bersinnbildlich wird die natürliche Schöpfung durch das Meeresfest zur Ehre der Liebesgöttin. Diese hat weder Raum noch Zeit zu fürchten. Sie bricht sich überallhin Bahn. „Wir leise Geschäftigen scheuen“, so begrüßen sie die Phyllen und Marsen von Rhodus, die auf Meerestieren, Meerfälschern und Widbern heran geschwommen kommen,

„weder Adler (das Wahrzeichen der Römer), noch geflügelten Feuen (das Wappen Venedigs),
weder Kreuz (Christliche Kreuzfahrer), noch Mond (der Mohammedaner),

wie er oben wohnt und thront,
sich wechselnd wegt und regt,
sich vertreibt und totschlägt,
Saaten und Städte niederlegt,
wir, so fortan,
bringen die lieblichste Herrin heran.“

Die „Natur, Natur!“ nach der Homunculus gerufen hatte, als er des Thales ansichtig wurde, offenbart sich nunmehr vor unseren Blicken in vollster Schöpferkraft und Herrlichkeit. Der Chor der Doriden, der so anmutigen, flinken, fischgleichen Töchter des Nereus, kommen auf Delphinen daher und locken die Jünglinge an, die „mit heißen Küßen“ ihnen danken sollen, daß sie beim Schiffsbruch nicht untergingen. Vater Nereus gibt seinen Segen dazu und so ergehen sich alle in seliger Umarmung. Und wenn es auch gleich wieder auseinandergeht — sie haben's nie so gut gehabt und wollten es nicht besser haben.“

Gar als Galatee auf ihrem Muschelwagen selbst daher gefahren kommt!

Nereus. Du bist es, mein Liebchen!
Galatee. O Vater! das Glück!
Thales kann nicht laut genug aufjubeln.

Heil, Heil! aufs neue!
Wie ich mich blühend freue,
von Schönen, Wahrem durchdrungen...
Alles ist aus dem Wasser entsprungen!
Alles wird durch das Wasser erhalten!
Ozean, gönne' uns dein ewiges Walten.
Wenn du nicht Wolken sendetest,
nicht reiche Bäche spendetest,
hin und her nicht Flüsse wendetest,
die Ströme nicht vollendetest,
was wären Gebirge, was Ebene und Welt?
Du bist's, der das frischeste Leben erhält.

Der Chorus sämtlicher Kreise:

Du bist's, dem das frischeste Leben entquellst!

In der Tat, wie kann es Leben geben ohne Wasser? Wo soll das erste entstanden sein, wenn nicht im Meere? Ist nicht das Wasser, das ewig-bewegliche, das Leben selbst?

Galatees Muschelthron glänzt wie ein Stern durch die Menge. „Geliebtes leuchtet durchs Gedränge!“

Da kann sich auch Homunculus, den Proteus herangeführt hat, des Jubelns nicht erwehren.

In dieser holden Feuchte
was ich auch hier beleuchte,
ist alles reizend schön.

Nereus: Welch ein Geheimnis in Mitte der Scharen
will unseren Augen sich offenbaren?
Was flammt um die Muschel, um Galates Füße?
Wald lodert es mächtig, bald lieblich, bald süße,
als wär' es von Pulsen der Liebe gerührt.

Thales: Homunculus ist es, von Proteus verführt...

Sirenen: Welch feuriges Wunder verklärt uns die Wellen,
die gegeneinander sich funkend zerschellen?

Und Homunculus ist in den Bogen aufgegangen, hat sich, wie Thales sich ausdrückt, mit dem Ozean vermählt, ist in die Elemente, eingegangen. Und so mag er noch einmal als Lebewesen erstehen!

So herrsche denn Erös, der alles begonnen!
Heil dem Meere! Heil den Bogen
von dem heil'gen Feuer umzogen.

All-Alle: Heil den mildgewogenen Lüften!
Heil geheimnisreichen Gräften!
Hochgefeiert seid allhier
Element' ihr alle vier!

Es ist natürliche Schöpfungsgeschichte; allein darum letzten Endes nicht weniger geheimnisvolle, zumal die Entstehung des Lebens bleibt das Wunder der Wunder.

Mit der Kosmogonie, wie sie in der klassischen Walspurgisnacht zur Darstellung kommt, ist ein Hauptproblem der Goetheschen Faust-Dichtung, das sich gleich Eingangs anspannt, zum Abschluß gekommen. Damit ist auch die Homunculus-Episode erledigt.

Ernst Nohlin / „Ecce tempus“.

Eine Erwiderung. (Von der Schriftleitung gekürzt.)

In Nummer 16 dieser Wochenschrift wurde in obigem Aufsatz von Porphyrius an der Anthroposophie und die Dreigliederung eine Urteilsprechung vollzogen, die nicht unerwidert bleiben soll.

Der Verfasser wirft Anthroposophie und Okkultismus in einen Topf. Er behauptet, daß die Anthroposophie und der Okkultismus vorgeben, den Menschen aus der Flut des Materialismus herauszuheben, um ihn in Wahrheit nur tiefer hineinzustürzen. Auf den Okkultismus, welcher unter der Flagge von Psychometrie, Telepathie, Hypnotismus und dergleichen in markt-schreierischen Traktätchen allerorts auftaucht, trifft allerdings das Urteil des Verfassers zu. Dieser Pseudo-Okkultismus gibt vor, den Menschen von der Materie zu befreien, führt aber nur tiefer in ihn hinein, indem er den Menschen dämonologisch an die Materie fesselt.

Die Seele, sagt der Verfasser, werde (in der Esoterik) als Stoff ausgegeben. Wenn in der Anthroposophie etwa von Seelenstoff gesprochen wird, so ist damit selbstredend Seelisches,

nicht Materielles gemeint. Es ist gemeint, daß Seelisches durchaus als Seelisches mit einer solchen seelischen Gegenständlichkeit erlebt werden kann, wie Körperliches als Körperlichkeit erlebt wird. Es handelt sich um die Prägnanz des Ausdrucks, nicht um Identifizierung mit Materiellem. Diese Identifizierung ist dem Verfasser deswegen passiert, weil er materialistisch denkt und wissenschaftlich ungenau vorgegangen ist.

Dasselbe ist zu sagen über seine Behauptung, die Dreigliederung führe zum sozialen Mechanismus. In Wahrheit ist die Dreigliederung etwas, das auf realen Lebensvorgängen begründet ist, nach denen die neuzeitliche Entwicklung strebt und sich einen angemessenen Ausdruck in einer neuen sozialen Ordnung verschaffen will. Die Dreigliederung des sozialen Organismus berücksichtigt nicht nur, was als Geistig-Ethisches (als Grundzug der Zeit), wie der Verfasser die Gegenwart aufgefaßt haben will, durchringen will und muß, als Umgestaltung der alten, unbrauchbar gewordenen sozialen Lebenszusammenhänge, sondern sie gibt dem Ringen die Form, in das sich eine soziale Neugestaltung im geistig-ethischen Sinne ergleichen kann.

Walter Berg / Zwei badische Melusinenfagen.

Nordöstlich von dem weingeseigneten Durbach, nur wenig mehr als einen Kilometer von diesem Orte entfernt, liegt auf dem Vorsprunge eines Höhenzuges, der von dem hohen Mooskopf herabzieht, das Schloß Staufenberg. Dem Wanderer, der dort oben weilt, bietet sich nach allen Seiten eine prächtige Aussicht, die nur nach Osten durch die Höhe des nahen Stollenwaldes gehemmt wird. Den Namen Staufenberg tragen verschiedene Berge, aber sie alle sind sich in der Form ähnlich; es sind stets schlante Regel. Mit dieser Form des Berges muß also der Name zusammenhängen. Nun bedeutet das althochdeutsche Wort stouf Kesch oder Becher. In dem niederdeutschen stop, verkleinernd stöpken, ist das alte Wort noch erhalten. So wenig glaubhaft die Ableitung des Bergnamens von stouf auch erscheint, wenn man an einen Becher mit Fuß denkt, so unzweifelhaft richtig ist sie, wenn man sich dessen erinnert, daß die Germanen aus Ur- oder Ochsenhörnern oder Gefäßen tranken, die keinen Fuß hatten und die man umstülpte, wenn sie geleert waren. Das Wappen der verschiedenen Rittergeschlechter, die an der Burg Staufenberg Anteile und Rechte hatten, trägt denn auch, wie es in seiner ältesten Form von 1273 am deutlichsten sichtbar wird, einen roten Becher im blauen, ursprünglich wahrscheinlich silbernen Felde. Ein Zweig des weitverbreiteten Geschlechtes der Grafen von Calw scheint zuerst im Besitze der Burg gewesen zu sein. Dann ging sie an die Zähringer über, kam von diesen an die Grafen von Urach-Freiburg und 1386 an die Markgrafen von Baden.

Viele der badischen Burgen sind Sagenumflungen; an keine aber ist eine schönere, poetischere Mär geknüpft als an das Schloß Staufenberg. Sie ist in Form eines Gedichtes in zwei Handschriften erhalten, der Straßburger und der Sarganser, und zwar in der Form, wie das 14. Jahrhundert die Sage kannte. Dies Gedicht wurde durch die noch junge Buchdruckerkunst verbreitet. Die erste Druckausgabe stammt von 1480—82 und ist wahrscheinlich von Martin Scholl in Straßburg besorgt. In dieser Straßburger Fassung wurde das Gedicht von Engelhard unter dem Titel „Der Ritter von Staufenberg“ (Straßburg 1823) veröffentlicht. In den Handschriften steht hinter dem Gedicht ein Epilog. Darin wird als Verfasser des voranstehenden Gedichtes ein gewisser Edenolt oder Egenolt angegeben. Dieser Mann muß in der Mortenau (heute Ortenau) geboren sein. Das beweist seine genaue Ortskenntnis und das hohe Lob, das er den Frauen dieses Gaus spendet. Denn es heißt an einer Stelle, der Held des Gedichtes sei in Staufenberg geboren. „Das liegt in Mortenau, / Drin manche schöne Frau / Sich läßt in Ehren sehen. / Ihr Lob wird nie vergehen, / Denn sie sind jeden Matels frei.“ Aber wahrscheinlich hieß der Dichter nicht Edenolt, sondern Egenolt und war ein Ritter von Staufenberg, der in der Nähe von Appenweiler begütert war und eine Burg zu Ruzbach besaß.

Der Held des Gedichtes ist „Petermann von Temringer / Und war ein Degen auserkorn. / Von Staufenberg war er geboren.“ In dem ältesten Drucke erscheint der Name in der Form Diemringer. Die von Diemringen oder Diemeringen waren ein elsässisches Dienstmannergeschlecht. Sie saßen im Rate der Stadt Straßburg und gehörten später zu den Staufenbergern Geschlechtern. Im Wappen führten sie ein rotes Winkelmäß im silbernen Schilde, überdies aber in Schild und Helmzier drei

goldene Jakobsmuscheln, das Pilgerzeichen, eine Zutat, die auf weite Pilger- oder Kreuzfahrten hindeutet. Von diesem Petermann Temringer berichtet nun die Sage folgendes: Der Ritter war aus dem heiligen Lande heimgekehrt und ritt eines Sonntags, von seinem Knecht begleitet, zur Frühmesse nach Ruzbach. Da sah er „auf einem Stein / Eine Frau ganz allein. / Schöner Weib ward nie gesehen.“ Sie saß am Wege, herrlich geschmückt mit Gold und edlen Steinen, in köstlichem Gewande. Der Ritter stieg vom Rosse und begrüßte züchtig die holde Frau. Sie eröffnete ihm, sie habe ihn auf allen Wegen und Stegen, auf allen seinen gefahrvollen Fahrten und Abenteuern getreulich beschützt und behütet. Der Ritter, von ihrer Schönheit und Güte bezaubert, gestand ihr seine Liebe; er habe sie oft im Traume gesehen und traue jetzt kaum seinen Sinnen; sie möge sein eigen werden. Die schöne Frau versprach ihm das unter der Bedingung, daß er kein Weib freien dürfe. Dann wolle sie immer bei ihm sein, wenn er sie rufe, wo er auch weile, freilich nur ihm allein sichtbar, und Macht und Reichtum und ein endloses Leben werde ihm zuteil werden. Er liege er aber der Versuchung und nehme er ein Weib, so müsse er binnen drei Tagen sterben. Der Ritter aber versicherte feurig, nimmer von ihr lassen zu wollen. Was die „Meerfau“, wie sie in der Sage genannt wird, verheißen, das hielt sie auch, und auch der Ritter Temringer hielt sein Versprechen. So gingen Jahre ungetrübten Glückes dahin. Da mahnte ihn eines Tages sein Bruder, er solle heiraten, um das alte Geschlecht nicht aussterben zu lassen. Der Ritter aber erklärte, es sei noch nicht Zeit dazu; sein Sinn stehe nach Ruhm und Ehre; deshalb werde er zur Kaiserkrönung reiten. Er tat so, überwand in den Turnieren am Kaiserhofe alle seine Gegner und erntete hohes Lob. Des Kaisers Baslein selbst, eine Herzogin von Kärnten, erteilte ihm den Turnierdank, einen Kranz von Gold und Perlen und zeigte ihm ihre Liebe. Am andern Morgen ließ der Kaiser den Ritter zu sich kommen und tat ihm zu wissen, daß er ihm sein Baslein zum Weibe geben wolle samt Land und Leuten. Erschrocken eröffnete der Ritter dem Kaiser sein Geheimnis. Der Kaiser und auch der herbeigerufene Bischof waren entsetzt. Sie beschworen den Ritter, sich zu lösen von der Teufelinne; seine Seele sei sonst verloren; nimmer werde er Gottes Auge schauen und ewige Verdammnis werde sein Teil sein. In seiner tiefen Erschütterung gehörchte der Temringer und verlobte sich mit des Kaisers Baslein. Auf dem Staufenberg wurde die Hochzeitsfeier abgehalten. In der vorhergehenden Nacht aber erschien dem Ritter die schöne Meerfau, weinend und klagend. Sie kündigte ihm den baldigen Tod an: „Ich sag' dir, was geschehen muß. / Ich lasse sehen meinen Fuß, / Den sollen sehen Frau und Mann / Und sollen sich verwundern dran.“ Anderen Tages, bei dem Hochzeitsmahl, plötzlich „etwas durch die Bühne stieß, / Ein Menschenfuß sich sehen ließ, / Bloß zeigte er sich bis ans Anie, / Kein schönern Fuß sah man noch nie. / Der Fuß wohl überm Saal erscheint, / So schön und weiß wie Elfenbein“ usw. Der Temringer erschrak, die junge Gemahlin schrie vor Entsetzen laut auf. In der Bühne aber war, als der Frauensfuß verschwunden, kein Loch zu sehen. Die Hochzeitsgäste flohen, der sieche Ritter erhielt die letzte Dlung und starb am dritten Tage. — Die Sage ist auch behandelt von R. Geib in den „Volksagen des Rheinlandes“.

(Heidelberg 1828) und von R. Simrod in seinen „Rheinsagen“ (abgedruckt in Aug. Schnetzlers Badischem Sagenbuche Teil II S. 36. Karlsruhe 1846). Fouquet soll in der Sage vom Temringer und der Meerfay die Anregung zu seiner Undine gefunden haben.

Der Dichter unserer Sage stellte die Aventure nach einer früheren Aufzeichnung dar, denn er sagt: „wie ich hievorige geschrieben fand“, also in der Fassung, die sich im Laufe der Jahrhunderte bis zu seiner Zeit herab gebildet hatte. Aber diese Fassung läßt erkennen, daß die Sage in die graue, heidnische Vorzeit hinaufreicht. Die schöne, geheimnisvolle Meerfay ist nämlich nichts anderes als die im Laufe der Zeit erfolgte Umformung einer Walkyre. Denn die leuchtend schönen Walkyren reiten nicht immer mit Helm und Schild, in fester Brünne, Flammen an der Speerspitze, in Glanz und Wetterleuchten in der Luft auf Wolkenrossen, aus deren Mähnen Tau in die Täler und Hagel ins hohe Gehölz fällt, davon den Menschen ein fruchtbares Jahr kommt, sondern sie erscheinen oft auch als Schwanemädchen im weißen Schwanenhemd. Sie sind, worauf die Schwänenflügel deuten, Wasserfeen, wie denn die Mythologie unserer Ahnen andre übermenschliche Jungfrauen als flutige nicht kennt. Sie erscheinen überall in Verbindung mit mächtigen Helden, indem sie diese im Kampfe schützen oder für den Schlachtod bestimmen und dann hinauftragen in Malvaters Saal. Sie scheiden die Geliebten von der Welt durch den Tod und machen sie ganz zu ihrem Eigentum. Auch der nackte Frauensfuß deutet auf das hohe Alter der Sage. Ursprünglich war er ein Schwanensfuß. Denn ein solcher ist ein charakteristisches Merkmal der elbischen Flutwesen, als welche die Walkyren zuweilen erscheinen. Als aus der Walkyre die Meerfay wurde, verwandelte sich auch der Schwanensfuß in den schönen Frauensfuß. An der Untreue der Menschen scheint es zu liegen, wenn die mit den Elben eingegangenen Verbindungen zuletzt ein trauriges Ende nahmen. Doch könnte schon in der ungleichen Sinnesart der Verbundenen der Grund liegen, daß solche Mischheiraten zugleich Mißheiraten sind und nicht zum Glück ausschlagen. Das zeigt sich schon in dem indischen Mythos von Urvaci und Pururavas. Die elbischen Wesen sind eben höherer Art und verlangen von ihren Geliebten und Göttern höhere Rücksichten. Sobald diese aus den Augen gesetzt werden, ist das ganze, schöne Verhältnis gestört und sie kehren in das Elbennreich zurück.

Daß unsre Sage auf dem Staufenberg heimisch geworden ist, läßt sich vielleicht folgendermaßen erklären. Vermutlich gab es schon in den Zeiten der Kalwer und Jähringer Grafen eine solche Walkyrensage in deren Herrschaftsgebieten von alters her. Sie mochte auch auf dem Staufenberg lebendig sein und lokalisierte sich schließlich dort, wo wahrscheinlich die Überlieferung von dem großen Ritter Petermann Temringer noch lebte, wo in der Landschaft eine andere Sage von schönen, verführerischen Wasserfrauen, den Mimmelschen vom Mummelsee unter der Hochfläche der Hornisgründe, in so vielen Gestaltungen herrschte und wo ganz in der Nähe des Staufenberges, auf dem Stollenberge, die verwunschene Waldfrau, ursprünglich wohl eine Erscheinungsform der Berchta, ihre Schätze hütete. Die Sage weiß nämlich von einem einst hier vorhandenen, versunkenen Schlosse und einer darin hausenden, verwunschene Waldfrau zu erzählen. Mit dem versunkenen Schlosse hat es in der Tat keine Richtigkeit. Aber zwei Ringwälle mit ihren Gräben hinweg gelangt man zu einem hohen Trümmerhaufen. Die ganze Stätte ist mit Erdreich bedeckt und von Baumwuchs überwachsen. Wenn auch das an einer Stelle noch sichtbare Mauerwerk ohne Zweifel mittelalterlichen Ursprungs ist — ein Rest der Burg des staufenbergischen Geschlechtes der Stoll, woher der Berg auch seinen Namen hat — so stand doch vordem an derselben Stelle, wie mit Sicherheit nachgewiesen ist, eine Römerwarte. Nun knüpfen sich Geister- und Gespensterfagen aus heidnischer und christlicher Zeit mit Vorliebe an solche Stätten, wo das Land fremde, waffengewaltige Römerwelt Bauwerke errichtete, die das Staunen des neuen, germanischen Ansiedlers erregten, die ihm als übernatürliche, dämonische, mit Zauberhand gefügte Bauten erschienen. Es ist also nicht zu verwundern, daß eine Sage von einer verwunschene Waldfrau sich an die verrufene Stelle auf dem Stollenberge heften konnte. Die Sage lautet folgendermaßen. Einst lebte auf dem Staufenberg ein Amtmann, der einen Sohn Sebald hatte. Dieser Sebald war ein Vogelsteller. Als er sich einstmals im Stollenwalde befand, hörte er von der Höhe des Stollenberges einen lieblichen Gesang. Er ging ihm nach und erblickte im Gebüsch ein wunderschönes Weib. Das sagte zu ihm: „Ich harre schon lange Zeit Deiner. Ich bin verwünscht. Erbarme Dich meiner und erlöse mich! Du brauchst mich nur dreimal küssen, so bin ich erlöst.“ Auf Sebalds Frage, wer sie sei, antwortete die Waldfrau: „Ich heiße Melusine und

habe einen großen Brautschah. Wenn Du mich erlösest, bin ich mit meinem Schahze Dein. Du mußt mich drei Morgen nach einander, früh um neun, auf beide Wangen und den Mund küssen. Dann ist die Erlösung vollbracht. Fürchte Dich nicht, besonders nicht am dritten Tage!“ Sebald betrachtete das Wesen sehr genau. Es war sehr schön, blond, blauäugig, hatte aber keine Finger, sondern statt ihrer eine trichterförmige Höhlung und statt der Füße einen Schlangenschwanz. Sebald gab der Frau nun die ersten drei Küsse. Sie zeigte sich darüber sehr erfreut und bat ihn, am zweiten und dritten Tage wiederzukommen. „Komm' und erlöse Deine Braut!“ sagte sie. Dann sang sie ihm zu: „Sebald, nimm Dich wohl inacht! Einmal war es recht gemacht!“ Darauf schlüpfte sie in das Gebüsch und versank in die Erde. Sebald ging heim und verschwieg sein Abenteuer. Am andern Tage war er wieder im Stollenwalde, hörte die Frau singen und ging zu ihr. Er fand sie diesmal mit Flügeln und einem Drachenschwanz. Aber er nahte sich ihr furchtlos und küßte sie dreimal, worauf sie wieder mit Dank und Mahnung verschwand. Am dritten Tage hatte sie einen scheußlichen Krötenkopf und der Drachenschwanz umschlang furchtbar ihren Leib. Da erfaßte Sebald ein Grauen vor der giftigen Gestalt. „Kannst Du Dein Antlitz nicht entblößen“, rief er ihr zu, „dann ich nicht küssen!“ „Nein“, rief die Frau und streckte mit lautem Schrei ihre Arme nach ihm aus. Da floh Sebald, von Entsetzen gepackt, den Berg hinunter. In der Burg angelangt, berichtete er dem Vater das Abenteuer. Der Vater schalt ihn wegen seiner Angst aus, ließ aber die Geschichte zum Angedenken aufschreiben. Zwei Jahre vergingen. Sebald besuchte den Stollenwald nicht mehr, denn er fürchtete die Rache der von ihm betrogenen, verwunschene Waldfrau. Auf den Wunsch seines Vaters heiratete er die Tochter eines Amtsvogtes. Die Hochzeitsfeier wurde im Schlosse Staufenberg abgehalten. Als aber die Gesellschaft fröhlich beim Schmause saß, spaltete sich die Decke des Saales und ein Tropfen fiel auf Sebalds Teller. Sebald hatte jedoch nichts bemerkt und ah weiter. Da fiel er plötzlich tot nieder. Zu gleicher Zeit zog sich ein kleiner Schlangenschwanz in die Decke zurück. (Nach mündlicher Überlieferung mitgeteilt von Dr. Baader in Mones Anzeiger für Kunde der teutschen Vorzeit. 1834.)

Die Einwurzelung solcher Sagen wurde durch den Umstand begünstigt, daß seit dem 11. Jahrhundert die Phantastie des naiven, wundergläubigen Volkes und vor allem der ritterlichen Kreise unter dem Einfluß der Kreuzzüge und wunderbarer Abenteuer auf langen Fahrten zu Wasser und zu Lande lebhaft erregt worden war. In späterer Zeit drang, wie das bei so manchen unserer einheimischen Sagenstoffe geschehen ist, eine fremde, aus welschem Lande herübergekommene Gestalt in unsere Staufenberg Sage ein. Das ist die Meerfay Melusine, die Ahnfrau der französischen Grafen von Lusignan. Dieses Geschlecht trug einst die Kronen von Jerusalem, Cypern und Kleinasien, und sein Stammesloß, das nach der Sage von eben jener Melusine erbaut sein soll, lag bei der Stadt Lusignan im Departement Nieme. Johan d'Anoras führte die Volksfage von der Melusine in Prosa um 1390 in die Literatur ein. In Versen wurde derselbe Stoff von Coussrette im Livre de Lusignan behandelt, in deutscher Sprache zuerst von dem Berner Schultheißen Thüring von Ringoltingen (Mugsburg 1474), in späterer Zeit unter anderm von Simrod. In Deutschland benahm sich diese gallische Dame sehr anspruchsvoll, denn sie verdrängte nicht nur das Mimmelschen, sondern auch die elbischen Frauen der Stollenberger und Staufenberg Sage. Ja sie erhebt noch heute den Anspruch, auf dem Staufenberg Schlosse wenigstens im Wilde vorhanden zu sein. Im Erdgeschoße des Schlosses befindet sich nämlich eine gemalte Scheibe, ein rundes Bild. Darauf ist eine Frau im roten Gewande mit einem Hermelinüberwurf und Kopftuch, also in der Tracht des 15. Jahrhunderts dargestellt. Ihre Hand ruht auf einem Wappenschilde, das in schwarzem Felde einen goldenen Schrägalken führt und dessen Helmzier ein Greifenhaupt mit langem, grauem Lockenhaar ist. Diese Frau hält man für die schlangenschwänzige Landfaherin Melusine. Aber diese Illusion muß zerstört werden. Die dargestellte Frau ist Frau Margarete Kolb von Staufenberg, eine geborene von Utenheim, die Gemahlin Reinboldts von Kolb. Aber in der Ecke eines andern noch erhaltenen Glasgemäldes befindet sich wirklich eine Hindeutung darauf, daß die Melusinesage schon früh auf dem Staufenberg Schlosse Wurzel geschlagen hat. Dieses Bild stellt den Junker Melchior Widergrün von Staufenberg nebst seiner Gemahlin dar, in der erwähnten Ecke aber, mit in die Arabesken verschlungen, erscheint eine Figur, die an dieser Stelle nur als die berühmte Meerfay zu deuten ist. Beide Gemäldes stammen aus der dem heiligen Georg geweihten Schloßkapelle, die leider wegen drohender Einsturzes im Jahre 1832 abgebrochen werden mußte.

Reinhard Weer / Titus.

Der blinde Soldat ging blaß und schmalschulterig mit seinem Hunde die Anlagenseite der Tiergartenstraße entlang. Es war die Nachmittagsstunde starken Verkehrs, geschäftig Schreitende und lässig Pendelnde drängten unter dem Dunkel der hohen Bäume durcheinander. Mitten im Strome kam der Soldat heran wie ein auf einer schnelleren Woge treibendes Boot, von seinem Wolfshunde gezogen. „Ruhig, Titus, ruhig!“ sagte der Mann, und seine Mahnung schien nicht unberechtigt. Das schöne dunkelbraune, fast schwarze Tier lief mit nervöser Hast, den Kopf links und rechts wendend, durch das Menschengewühl; wie ein schwere Last ziehendes Pferd legte es sich in die Lederriemen seiner kleinen Beschirung, die der eines Zugtieres vor einem Wagen glich. Der blinde Mann dahinter folgte in lässig schnellen Schritten, ohne seines Weges sehr zu achten, seinen Stock hatte er den Zähnen des vierfüßigen Führers anvertraut, dessen Gesicht durch das halbgeöffnete Maul in noch höherem Grade den Ausdruck angespanntester Aufmerksamkeit erhielt. Die wasserhellen blauen Augen des Mannes, in denen noch immer — Spiegelung vielleicht ihrer letzten lichten Wahrnehmung — ein Stück pikardischen oder flandrischen Himmels eingefangen schien, schauten feucht und dennoch glanzlos über die Köpfe der entgegenkommenden Menschenbrüder und -schwestern hinaus ins Leere.

Nun galt es, die Siegesallee zu überqueren. Der Roland stand rot und steifnackig auf seinem kleinen Platze, um ihn herum im Bogen nahmen die Autos ihren Weg. Es war ein Korso von Wagen wie nach einem Rennen; in ununterbrochener Reihe glitten sie über den von den eilenden Gummireifen schwarz polierten Asphalt.

Drei oder vier Schritte tat der drängende Hund noch vor seinem Blinden, der sich ihm in bedenkenloser Seelenruhe anvertraute, dann machte das Tier Halt und setzte sich auf dem Fahrdamm in wachsame Positur. Auch der Soldat, das Verhalten des Tieres sofort am Leitriemen verspürend, blieb mit einer unbeholfenen Bewegung stehen. Seine stumpfen Blicke schienen jetzt kindersehnsuchtsvoll den Himmel Flanderns oder der Piktardie über der Rolandfigur und den Häusern auf der anderen Straßenseite zu suchen, während der Hund mit lauerndem, fast gierigem Ausdruck den Fahrweg entlang spähte.

Da half nun vorerst nicht die nervöse Ungeduld des Tieres, es mußte gewartet werden. Mit besorgten Augen sah der Hund wiederholt zu seinem Herrn auf, um dann weiter die Straße zu beobachten. Etwas Bittendes, ja Flehendes kam in sein Spähen: wollt Ihr uns nicht einen Augenblick Zeit gönnen? Wir müssen doch hinüber, wir beiden, schnell hinüber nach der Bellevuestraße!

Man sah an der Bewegung seiner Brust, wie sein Herz in schnellen Stößen ging, um seine Leizen war ein beständiges Zittern. So verging eine halbe Minute, dann ersah er seine Gelegenheit. Er fuhr eilig dem Soldaten mit der Zunge über die Hand, wie um ihn vorzubereiten: erschrick nicht, jetzt geht es weiter, aber schnell, bitte, mein Freund! legte sich vorsichtig in das Leder seiner Beschirung, daß der den Blinden leitende Riemen sich straffte und setzte sich in Trab. Der Soldat folgte gehorsam.

In diesem Augenblick aber geschah Unerwartetes. Aus den Seitenstraßen des stilleren Verkehrs kamen zwei Autos geschossen, um mit grellem Hupenschrei in die stürmende Reihe der anderen sich einzufügen. Mehrere Passanten fühlten mehr als daß sie es sahen: hier sprang für den Soldaten eine Gefahr auf. Der stand mit seinem Führer plötzlich wie auf einer winzigen Insel zwischen dem schnellen Gleiten der Räder auf allen Seiten. Drei, vier Signale tönten schrill durcheinander, der Ruf eines Mannes, ein Schrei aus Frauenmund gelleten über den Platz und warfen dem Hund und dem Blinden scharfe letzte Warnung ins Ohr. Der Mann blieb ruhig und gefaßt, ganz Vertrauen auf das kluge Tier. Dessen Angst und Sorge aber steigerte sich zu einer Nervosität, die schon beinahe ein Ausbruch von Verzweiflung, von Raserei war. Der Führer des großen gelben Wagens schien das Paar nicht bemerkt zu haben — oder gelang es ihm nicht, seinen brausenden Motor zu stoppen? Im Bruchteil einer Sekunde mußte die Katastrophe eintreten — zwanzig Augenpaare starrten gebannt, zwanzig Herzen zuckten auf in Ohnmachtsgefühl und heißer Zerrissenheit. Da vollzog sich ein Letztes, Ueberraschendes: das Tier sprang, mit einem verzweifeltsten Versuch, der unentrinnbar scheinenden Gefahr auszuweichen, drei Schritt zur Seite, den leicht erschreckenden Soldaten mit sich reißend, stand dann plötzlich hoch aufgerichtet, zum Erstaunen groß auf den Hinterpfoten, und ein erschütterndes, schmerzberedendes Bellen, kein Schreien wie aus tiefster Menschenqual riß sich aus seiner Kehle. Wie ein Sägenschnitt fuhr der Ton durch allen Lärm des Platzes. Und was er wirkte, war Wunder: der gelbe Wagen stand, stand plötzlich wie festgenagelt auf dem schwarzglatten, spiegelnden Asphalt, und eine unerwartete Gasse öffnete sich befreiend vor Soldat und Tier. Die Schritten hindurch, der Hund noch an allen Musteln bebend. Ein paar Damen eilten hinzu, ihn zu lieblosen, er drängte an ihnen vorüber, enteilte an den Häusern der Straße, immer noch seinen Stock im Maul. Der blinde Soldat folgte willig, ließ sich achillos ziehen, von keiner Sorge Schatten, kaum einem leisen Berwundern berührt; die Blicke des Ahnungslosen schauten unbewegt und glanzlos in Baumgelaub und Frühommerhimmel.

Erwin Wolfgang Kopp / Johannisfeuer.

Zur Zeit, als die Reben verblühten und der Küfer Doll schon auf den Herbst hin schaffte, brachten wir unserem Lehrer ganze Buscheln Kanuzträubeln zu seinem Namenstag.

Der freute sich arg, obwohl er sich bloß Hans schrieb, was vornehmer ist als Johann; und wir hatten ihn Stümple getauft und freuten uns auf ein Geschichtchen von ihm zur Belohnung.

Im Erzählen nämlich, da war er groß, hingegen sonst halt klein geblieben; der Daiger meinte vom Schnapstrinken, aber gefehlt hatte es keiner. Und richtig, kaum, daß die Kartoffelpflanze fertig beschriebener war, schwang er sich wiederum auf die vorderste Bank, wo der Neunzig und seine „Gutedel“ saßen und erzählte uns von allerhand Johannisbräuchen: In Tirol oder so wo täten sie die Nacht durch mit Peitschen klöpfen, damit denen Geistern die Lust verginge, und anderwärts gar feurige Räder schleudern; wem seines am weitesten flöge, der fände manchmal einen Schatz.

Daraufhin wußte die Ernestine: „Hier machen sie auch ein Feuer, aber noch ganz anders, fast so hoch wie unsern Kirchturm und dann hopfen sie darüber; ja, und letztes Jahr hat sich die Dolle Marie ihren Rod versengt.“

Alles grinste und Stümple machte nur „hm“, weil es schon geschelt hatte, und gab uns erstens nichts auf, zweitens den Mittag frei zum Holzbitzen. — War das ein Jubel. Vor lauter Freude boxten wir einander zum Tempel hinaus und die Mädchen freischten, bis der Herr Lehrer es uns verwies.

Auf dem Heimweg wurde gleich ausgemacht, wie es werden müsse, und der Stadler-Mil sollte uns seinen Wagen leihen.

Aber der und leihen, jo Pfiffede! Dazu tat er noch so scheinheilig, als wäre es garnicht wegen dem ABERNAMEN, an dem er auch selber schuld war, sondern wegen was denn?

Er sagte es einfach nicht und wir hatten ihn so schon auf der Kerbe, weil er dem Bubendatscher gehörte, der in der Kirche auf uns achtgab und mich auch einmal gezobelt hat, wo ich es garnicht gewesen bin.

Grad' z'Leid hieß er fortab Stadler und der Maier-Mäxel schalt ihm noch nach: „Bleib daheim mit deinem Amuletke, nachher passiert dir gewiß nix.“ Er trug nämlich ein Geweihtes unter seinem Gilet.

Am Nachmittag hatten wir aber doch einen Wagen, und zwar vom Neunzig, und sogar mit einem Boßsij, auf dem er

tutschieren durfte, aber nicht sitzen. Unser Mäxel hatte einen Glockengurt um und galopperte voraus, und wir waren Gänse genug ohne den Mile und die drei Hoffärtigen aus der Fabrik, die sich ja immer drückten, und stampften durch das Bäckerviertel, wo die Oberläßler noch nicht gefahren waren, und sangen:

Sanct Wit, Sanct Wit, Sanct Ebere!
Das Schittle mueß kannebere.
Sanct Duni, Sanct Duni!
Das Schittle mueß bald kume.
Sanct Michele, Sanct Michele!
Das Schittle kummt ins Rüchele.

Sei, wie da alles lief und opferte aus Häusern und Höfen heraus für Sanct Johanni; sogar der alte Hirschel gab diesmal was her und bedankte sich für den Extravers:

Sanct Abraham, Sanct Abraham!
Das Schittle hot en Dreck am Schwan(z).

So hieß es halt, und ein andermal, wie ein Faß gerollt kam, schrien wir dreimal so laut:

S'isch en gueter Mann im Huus,
Wirft des Sach zum Fenster nuus.

Da gab es was zu raffen und zu lupfen: Wellen, Scheiter, Risten und Späne; es ging im Hoppla, setzte gern Spreißel und schadete wieder nichts, wenn nur der Wagen bald voll wurde.

Drum nichts wie fort mit Sanct Wit und Sanct Ebere; das Schittle mußte ganz anderst kannebere wie voriges Jahr, wo selbiger Lällie tutschiert hatte, der dann sitzen geblieben war.

Der Neunzig verstand sein Sach schon besser, nur die Fikerei war so unnötig wie ein Kropf, und zum Schluß war ich heißer vom Schreien und hatte Kaffeehunger und ein Loch vorne. Zur Belohnung ging es jetzt die heiße Stelle hinauf zu der alten Burg, wo nach Stümples Behauptung der Satan den Faust verführt haben soll. — Während die Großen schießen und säubern durften, daß sie ordentlich tropften, sollten wir Kleineren hinterher Holz auflesen. Das paßte allerdings der Daigerzunft; der Mäxel hat sie aber gejagt und der Neunzig nicht schlecht geflucht, als der Karch gleich voll oben war und alles ins Rüttschen ist gekommen und die Hälfte davonrannte.

„So was von Fluchen, noch dazu an Johanni. Lauter Tod-sünden, kannst dich ja freuen im Jenseits“, also sprach der plötzlich auferstandene Stadter-Mil, half gleich beim Wiederaufbeugen mit, war überhaupt so ordentlich, bis hernach, wo er an die Deichsel wollte und ausgerechnet an meinen Platz.

Der kam mir geschlichen: „Alterle“, schrie ich, „das da ist mein Platz“, denn ich hatte ihn mir wohl gemerkt an der Kerbe im Weiser und die anderen gaben es zu. Und es ist hundertmal nicht wahr, daß ich mit Treten angefangen hätte, sondern er, und weil er dafür die Hand verkracht bekam und mich doch nicht verwischte, schrie er mir nach: „So ja, das wird angezeigt!“

Da hatte ichs und durfte mich hernach halbtot kränken in meinem Schnadenloch, denn oben sollte es schon losgehen, und unten sangen sie doch noch vom Duni. Aberdem kommt was geraschelt. „Der Mile“, denke ich, da war es das Minchen, dem ich an der Fastnacht eine gewischt hatte, wie es das Kottarierte trug und mich nicht kannte. Jetzt war es himmelblau und weiß getüpfelt und wisperte hastig: „Sieh dich vor! Der Mile vom Schnider-Mesmer, weißt, dem Bubendatscher seiner, lauert dir auf am Räschtelle mit solch einem Dornenstod, und am Schlangesweg, den auch, hat der Bammert vorhin zwei aufgeschrieben, die an den Kirchen waren, und läßt dort keinen mehr durch.“ Ganz aufgereggt machte es solche Augen an mich hin, daß ich selber Herz klopfen kriegte und dachte: „Oh leh!“ Aber weil es oben schon rauchte, sagte ich bloß „märst“ und witschte mit einem gehörigen Bengel durch die Reben hinauf und kam gerade recht.

Dummer, das war was! Die Beuge, fast so hoch wie ein Haus, klisterte bereits an allen fünf Ranten, und daß die Ernestine nicht zu arg gestunkert hatte, merkte man, als erst die Flammen herausschossen. Die Fingerten im Umschaun an unserem Petro-leumfaß in die Höhe, das obenauf stolzierte; es fing gar bald an zu pfeifen und zu knattern vor Vergnügen, und der Turm dahinter sah ganz wacklig aus.

Und doch sei es nichts gegen das Feuer vor drei Jahren, meinte der Daiger und fand die Schreieret von den Maidlen

so lächerlich, als nachher die Sechsläßer durchsprangen, denn sein großer Bruder habe es ohne Stange gemacht.

Freilich, wie dann noch mehr Holz kam, wurde es ihm und den Maidlen zu heilig, uns noch lange nicht. Nur daß wir erst schüren sollten, dann wieder nicht, und uns von dem Fikerei-Neunzig kommandieren lassen, das war uns zu dumm.

Da machten wir doch lieber unser eigenes Feuer auf dem Schänzle hinten draußen, wo man bis zu den Bogesen sehen konnte, bis es ganz schummrig wurde. Dann hatte ich Hunger und kalt. Oben im Wald fing es gar noch an zu geistern und die Zopfgänse, die so schon schnatterten und sogar vor den Glühwürmchen Angst hatten, wollten nichts von Teufeln und Hexen hören, lieber was singen, und kriegten doch erst wieder Kurasche, als der Mond überm Wald vorguckelte.

Dann wurde es aber auch großartig. — Die ganze Burg glühte und qualmte, und auf der löchrigen Giebelwand, die ins Schwarze ragte, gab es Schattenbilder. Um die Ecken stob der Talerwind. Der trieb die Funken bis zum Räuberleswald hinüber; dazu ein ewiges Umeinandergerenne. Es sah bald aus wie die Zerstörung von Heidelberg in unserem Besuchszimmer.

Wie alles noch hinstarrt, steht auf einmal der Schmiedle-Jean, den ich von der Fastnacht her kannte, zuhöchst auf dem Söller, daß man ganz ängstlich wurde. Der schwang eine Fadel wie ein Feuerad um seinen Kopf herum und schleuderte sie hoch im Bogen in die düsteren Wingerte hinaus.

„Der Weinsger“, raunte gleich der Daiger, aber der Brobed schrie: „Dort liegt der Schah!“

Jetzt ging es dahin. Sogar die Zöpfen machten mit und purzelten gern über die Mauerchen zwischen den Weinstäuden und wurden gesoppt und verlacht, weil sie halt keine Muletten bei sich hatten wie der Stadter-Mil; der war schon beim Betzeitläuten wieder daheim.

Statt zum Schah, gerieten wir an einen Kirchenbaum, der ghäufig voll hing. Gleich waren zwei oben. Mir half der Daiger hinauf; er selber getraute sich nicht wegen der Kurzsichtigkeit, und weil er halt ein Angstmeier sei und ein Maidleschmecker dazu, wie der Brobed meinte, der ihn nicht verleiden konnte. Drum schnelzte er Kirchensteiner auf ihn herunter und traf mich dabei, bis ich über ihn kam und auf die höchste Spitze.

Da gab es was zu schnabulieren; die Angsthasen unten kriegten auch ein bißel fürs Aufpassen, ob keiner käme, denn von da oben sah man allerhand Leute im Flammenschein zur Burg herausspazieren. Der dicke Kroß war darunter, der den Kindern als Randiszucker verehrte, weil er selber keine bekam, und unser Stümple wollte sichs auch ansehen.

Nach denen fragten wir nichts, sondern machten uns erst fort, wie das Minchen heraufrief: „Alleweil kommt der Burgermeister mit dem Feuersehauer!“

Ich hatte mein Teil gefanft, aber als Strafe dafür einen Kirchenstod auf meinem Umlegtragen; ich wußte von wem und wurmte mich mehr über das Minchen, das ihn mit seinen Kirchsingern nur vergrößerte und mich dazu noch schalt: „Geschieht dir ja recht. Warum gehst du auch immer mit den Lausern!“ Gest, die Kirchen hatte sie von ihnen nehmen können.

Bis wir dann hintamen, war auch das Feuer schon am Berggusen; vom Kirchturm schlug es zehn Uhr und die Haaramfekt hatten jetzt Angst vor den Fledermäusen und ich vor was anderem.

Und doch, wie sich dann alles unterfakte und Buben und Maidle den Berg herab sangen:

Was kommt dort von der Gäh,
Mit lauter Läs und Föh?

und am Räschtelle halt gemacht wurde und aufs Kommando vom Jean hinterm Wagen hermarschiert und sein gepiffen dazu, das war noch am aller-, allerhöchsten.

Die Honoratioren standen am Wege und freuten sich auch, und Herr Kroß sagte ganz deutlich: „Glückliche Jugend, glückliche Jugend — — —“

Aber der hatte kein Loch im Rittel und keinen Dollen am Kragen und keinen Stadter zum Feind.

Und er wurde auch nicht gezwiebelt, wie er helmgekommen ist.